

DER LITERAT

Franz Blei - Ein biographischer Essay

Meiner Frau

Inhaltsverzeichnis

I.	Der Debutant	S. 1 - 26
	Kindheit 1 - Bildungsgang 3 Lehrmeister 5: Viktor Adler 8 - Henri-Frédéric Amiel 14 - Ferdinando Galiani 19	
II.	Der galante Abbé	S. 27 - 54
	Erotische Initiation 27 - Gina Kaus 30 - "Das süße Mädel" 39 Die Ehe 42 - Der Pornograph 44	
III.	Der Freund berühmter Männer	S. 55 - 79
	"Die Insel" 54 - Robert Walser 58 - "Hyperion" 61 Franz Kafka 63 - Carl Sternheim 70 - Theodor Haecker 75	
IV.	"Der Mann ohne Eigenschaften"	S. 80 - 105
	Lord Chandos und Prinz Hippolyt 80 - Der Epikureer 84 Hermann Broch 90 - Robert Musil 93	
V.	Der Exilierte	S. 106 - 134
	Die Revolution 106 - Karl Kraus 108 - "Die Rettung" 111 Albert Paris Gütersloh 117 - Abstieg 121 - Exil 130	
VI.	Anhang	S. 135 - 139

I. Der Debutant

"Die Tatsache unserer Existenz wäre unbegreiflich, wenn wir nicht hier wären. Wir sind hier - und sie bleibt uns weiter unbegreiflich."

Am 18. 1. 1871, dem Geburtstag Franz Bleis, ließ sich Wilhelm I. im Spiegelsaal von Versailles zum Deutschen Kaiser krönen. Eine unglückliche Konstellation. Am 10. Juli 1942, im Jahr der Wannsee-Konferenz, im Jahr der Eroberung Stalingrads, starb Franz Blei im amerikanischen Exil.

Der Vater Bleis war Analphabet. Die Mutter ehrgeizig. Beide hatten sich Mitte der sechziger Jahre zusammengetan, aus gegenseitiger Zuneigung, und im stillschweigenden Einverständnis, eine Erwerbsgemeinschaft zu gründen. Am Ende ihres Lebens waren sie reich. Vier Kinder teilten sich das Erbe, drei vergeudeten es.

Der Vater hatte Schuster gelernt. Mit zwanzig Jahren war er - wie seine spätere Frau auch - aus der österreichisch-schlesischen Provinz nach Wien gekommen, um sein Glück zu machen. Er begann in seinem Handwerk zu arbeiten, abends aber schlich er sich auf Baustellen, bestaunte Rohbauten, machte mit schwerer Hand Zeichnungen und grübelte über architektonischen Problemen. Nach einiger Zeit des Lernens wagte er den Wechsel und wurde Bauarbeiter. Sein Enthusiasmus und seine praktische Intelligenz machten ihn beliebt und erfolgreich. Die Frau betrieb nebenher ein kleines Schuhgeschäft. Man sparte und baute das erste Haus. Es wurde verkauft. Man baute ein Neues. Beim dritten Verkauf waren die Schulden getilgt. "Er hatte", schreibt Franz Blei über ihn, „etliche Dutzend solcher Wohnhäuser gebaut, nicht besser, nicht übler, als die anderen errichteten, immer nach seinen Plänen, immer unter seiner Leitung und nie höher als drei Stockwerke: das war das einzige, was er an schönem Aussehen seiner Häuser aufbringen konnte und woran er hielt. Aber vielleicht hatte er nur die Materialberechnung der Tragfähigkeit eines vierten Stockwerkes nicht in die Fingerspitzen bekommen. [...] So kam das Vermögen zustande, von dem dann dieser Mann eines Tages sagte, es sei hinreichend für seine Kinder, ein Mehr sei nicht nötig, und setzte sich in einem Landstädtchen im Österreichischen zur Ruhe." Allein. Nach mehr als dreißig Jahren

gemeinsamer Ehe und Arbeit verließ er stillschweigend seine Familie, um sich zur Ruhe zu setzen. Seine Frau verstand ihn nicht. Sie glaubte ein Recht darauf zu haben, einen gemeinsamen Lebensabend verbringen zu dürfen. Sie deutete seinen Rückzug als Verrat.

Die Mitleidlosigkeit dieses Entschlusses hat Franz Blei zeitlebens fasziniert. Wenn ein junger Mann seine Eltern verlässt, um in der Fremde sein Glück zu machen, dann ist das ein alltägliches Abenteuer. Wenn ein alter Mann seine Frau verlässt, um sein Leben allein zu Ende zu bringen, dann vermutet der gesunde Menschenverstand eine Ungeheuerlichkeit.

Die Mutter kämpfte für ihr Recht. Sie drohte, sie bettelte. Sie machte die Kinder zu Waffen, Verwandte und Freunde zu Alliierten. Spione unterrichteten sie über alles, was dort geschah. Sie beschuldigte die Magd, die dem Vater die Wirtschaft besorgte, ihn verführt zu haben. Das hätte sie verstanden. Den Wunsch nach Einsamkeit verstand sie nicht.

Vielleicht war es der jahrzehntelang aufgestaute Hass gegen eine überlegene und ungeliebte Frau. Vielleicht war es die stille Wut auf die laute Herrschsucht, die sie sich hatte angewöhnen müssen im Umgang mit Lieferanten und Behörden. Vielleicht hatte er die Liebe vermisst, vielleicht die Ruhe einer bescheideneren Existenz - was es auch immer gewesen sein mag, er schwieg sich aus. Sie hat sich mit diesem Verrat nicht abgefunden: drei Jahre, bis zu seinem Tod, kämpfte sie um ihn, im vierten starb sie selbst.

Franz Blei hatte eine glückliche Kindheit. "Ich verweile sie erzählend nicht, weil mir diese meine Kindheit ungewöhnlich und viel anders als andere erscheint; aber vielleicht war sie für mich bedeutungsvoll und für mein weiteres Leben so etwas wie eine Gnade, die mir zuteil wurde. Wofür spricht, daß ich mich immer dieser Zeit mit einer fast therapeutischen Wirkung auf mich erinnere: Freiheit, Einsamkeit, Kontemplation und Indifferenz gegen das Alltägliche und Unfreundliche des Lebens, - diesen Zuständlichkeiten assoziiert sich mir immer ein Landschaftliches und am intensivsten der Garten meiner Kinderzeit, in dem ich frei und allein war, gleichgültig das Menschliche, womit ein Kind im Hause zu tun bekommt, gerade erdulnd, und aufgehend in einem pflanzlichen Leben, das, nur mit den Sinnen wahrnehmbar, für das Kind ohne jede Analogie zu dem tierischen Leben ist und ihm beschaulich vorkommen muß." Eine paradiesische Abgeschiedenheit, die nur Straßenzüge

entfernt war von dem Elend der Wiener Hinterhöfe. Die behütete Einsamkeit eines Kindes, für das gesorgt wurde, auf eine nüchterne, unaufgeregte Weise, die ihm genug Freiheit ließ, sich auch gegen die Wünsche seiner Eltern zu entwickeln: "Man nahm nicht in Zucht, sondern ließ wachsen."

Franz Blei bekam eine französische Erzieherin, die ihm das Lesen beibrachte. Als er mit sieben Jahren in die Volksschule kam, war Deutsch für ihn eine Fremdsprache. Unter solchen Voraussetzungen konnte kein Musterschüler aus ihm werden. Sein Glück war, dass die Lehrer streng nur gegen die armen Kinder waren, von den Reichen erhofften sie sich ein Zubrot durch Nachhilfestunden.

Nach Abschluss der Volksschule sollte Franz Blei die Kadettenschule besuchen. Man fand ihn untauglich und entließ ihn mit dem Rat, mehr Knödel zu essen. Sein schwacher Appetit ersparte ihm das Schicksal eines Törleß. Die geistliche Laufbahn bot sich als Ersatz - so kam er zu den Benediktinern nach Melk.

Im Kloster Melk herrschte eine gemütliche Gläubigkeit, die sich fern hielt von dem asketischen Intellektualismus der Jesuiten und der frömmelnden Rigorosität der Kapuziner. Die geistlichen Herren hatten es in der Mehrzahl nicht nötig, sich für Entgangenes durch herrschsüchtige Brutalität gegenüber ihren Schutzbefohlenen zu revanchieren. Amouröse Enttäuschungen gab es nicht, oder nur sehr selten; Geltungsdrang und Ruhmsucht, Männlichkeitswahn und Karrierestreben, all das, was das bürgerliche Leben so dramatisch werden ließ, war hier allenfalls in frommer Verharmlosung zu spüren. Kein Sadismus, keine Tyrannei, kein Sträflingsdasein und keine fanatische Bigotterie: das Orgelspiel der frühmorgendlichen Schulmesse schloss mit einer Walzerkadenz. Geborgen im mächtigen Klosterbau, umgeben von den prächtigsten Werken barocker Kunstfertigkeit, war es nicht nötig, zum Glauben zu zwingen.

Der Schüler Franz Blei gewöhnte sich leicht ein, er war kein Außenseiter, er fiel nicht auf und wurde nicht zum Opfer; er fühlte sich wohl in der Behaglichkeit des Klosterlebens und der klerikalen Kameraderie. Die behüteten Jahre endeten abrupt, als er mit drei Freunden das chemische Laboratorium heimsuchte, um alchemistische Studien zu treiben. Ein explodierender Kolben mit Salpetersäure zeichnete die Schuldigen. Sie wurden wegen Diebstahls unehrenhaft entlassen.

Der Sturz vom wissenschaftlichen Entdecker zum gemeinen Verbrecher war tief; die vergrämten Eltern sahen ihren Sohn schon am Galgen. Es war ein kaum zu erhoffender Gnadenakt des neuen Schuldirektors in Wien, ihn in seinem Gymnasium

aufzunehmen. Voll pubertärer Schwermut genoss Blei das Unrecht, das ihm widerfahren war - schuldig war nicht er, sondern jene, die ihn in ihrer Gedankenlosigkeit verurteilt hatten. "Er bekam", so Blei objektivierend über sich selbst, „davon ein wenig überscharfe Augen, daß er das Recht seiner Richter prüfte und diese selber an ihrem behaupteten Recht. Man kann nicht sagen, daß er sich damit zu einem unbedingten Optimisten ausbildete."

Für das Leiden an der aus den Fugen geratenen Welt und die Qualen des Schulalltags entschädigten die heimlich genossenen Wonnen der Literatur und des Theaters. Im Haus der Eltern gab es außer dem Kalender und einem Bericht über die abenteuerliche österreichische Nordpolexpedition keine Bücher. Der Vater schämte sich dieser Unwissenheit nicht, wohl aber der Sohn. Erst spät hat er die väterliche Bescheidenheit schätzen gelernt und sie schlechten Gewissens als Weisheit verklärt: "Es muß ihm ein großer Teil dessen, was wir durch Gelesenhaben wissen, als höchst unwissenswert erschienen sein und jener Omar, der die Bibliothek von Alexandria verbrannte, als ein sehr gescheiter Mann." Der Analphabetismus des Vaters war ein Glück für den Sohn: Das Kind war frei, sich seinen eigenen Weg durch die Welt der Literatur zu suchen. Das Geld für diese Leseabenteuer musste er sich aus der Geldbörse des Vaters borgen, was solange gut ging, bis jener mit buchhalterischem Sachverstand bilanzierte, dass die Vielzahl der in diversen Verstecken aufgefundenen Bücher unmöglich mit dem schmalen Taschengeld erworben worden sein konnte. Die Drohung, alles zu verbrennen, war kaum mehr als ein rhetorischer Autoritätsbeweis, tatsächlich wurde das Taschengeld erhöht, ein Bücherschrank angeschafft und das Portemonnaie fortan eingeschlossen.

Als literarische Lehrmeister wählte sich Blei all jene Autoren, die in der Schule nicht als katechetische Einpauker zu verwenden waren. Homer und Tacitus, Goethe, Schiller und all die anderen bis zur Unkenntlichkeit zensurierten Klassiker der Pädagogen schienen nur dazu da zu sein, um Latein und Griechisch zu lernen, Anstand und Sitte einzuexerzieren - Denken lernte man heimlich, bei anderen. Den spöttischen Ton, die laszive Unbekümmertheit studierte Blei bei Heine; die Kunst poetischer Menschenführung bei Shakespeare; die unauffällige Tugend republikanischen Bürgersinns vermittelte Gottfried Keller, Aufmerksamkeit für das vermeintlich Nichtige lehrte ihn Stifter. Zu einem Bildungserlebnis ganz unzeitgemäßer Art wurde Jean Paul, dessen sämtliche Werke in 65 Bänden er bei einem Antiquar erstand und Seite um Seite verschlang. Verschlang wie jedes Buch,

das ihm damals in die Hände fiel. "Solches Viel- und Durcheinanderlesen mußte wohl mit der Liebe zu Jean Paul zusammenhängen, der in dem ungeheuren Schwemmsand seiner Lektüre immer ein kleines Korn Gold fand, das ich auch zu finden mir einbildete. Ich füllte Hefte mit Zitaten und Notizen aus meiner Lektüre."

Diese Arbeitsweise behielt Blei bei. Gleich Jean Paul bildete auch er sich vom Bibliophagen zum Polyhistor, der die Welt des Wissens noch einmal neu für sich zu ordnen sucht. Gleich Jean Paul wurde auch seine bevorzugte Arbeits- und Denkmethode nicht die Induktion oder die gelehrtenfleißig addierende Pedanterie, sondern der Witz. Witz nicht zu verstehen im modernen Sinn als rhetorischer Scherzartikel, sondern in jenem, einst allgemeinverbindlichen Verständnis der Aufklärer, als die ingeniöse Kunst, Querverbindungen herzustellen zwischen den entlegensten Wissensgebieten, Affinitäten aufzuspüren zwischen dem, was der gemeine Verstand längst schon auseinandersortiert und klassifiziert hat.

Dem Gewohnheitsdenker ist Geschichte ein Reservoir lebloser Fakten, dem Esprit bietet sie, vitalisiert durch die witzige Beziehungskunst, eine unendliche Zahl von Anknüpfungspunkten und Vergleichsmöglichkeiten: die Gegenwart gewinnt vor dem Hintergrund ihrer unendlichen Wiederholung erst poetische Tiefe, die Vergangenheit wird durch die Kunst witziger Aktualisierung erst literarisch bedeutsam.

Jean Pauls Werk wurde für Franz Blei zu einer propädeutischen Übung in der Kunst historischer Einfühlung, allerdings fehlte ihm von Beginn an jegliches Verständnis für das, was seinen Vorgänger erst zum großen Dichter werden ließ: das humoristische Geschick, Banalstes und Ehrwürdigstes in ein poetisches Gleichgewicht zu bringen. Die schulmeisterlichen Idyllen und mediokren Passionen blieben ihm fremd, was ihn anzog war "das Extreme an den beiden Polen, das exaltierte Gefühl und der exaltierte Intellekt. Die enge realistische Mitte fällt mit ihren Humoren durch."

Das exaltierte Gefühl verlangte nach Aussprache, der exaltierte Intellekt nach ironischer Selbstbescheidung - letzterer dominierte, das ersparte Franz Blei die Poetenlaufbahn. Seine ersten dichterischen Selbsterfahrungen, ein Trauerspiel und etliche Gedichte, waren die rasch verworfenen Zeugnisse beginnender Pubertät - diese narzisstischen Exerzitien endeten, als er mit Bedacht zu lesen begann. Nicht ganz allerdings. Franz Blei hat gelegentlich noch in späteren Jahren - in der sentimental Hoffnng, ein besserer Dichter zu sein, als es sein selbstkritisches Urteil zugab - einige wenige Gedichte geschrieben, von ähnlich sprachfertiger Nichtigkeit wie die seines Altersgenossen Karl Kraus.

Jean Paul wies den Weg zu Herder, der literarischen Initiation folgte die philosophische. In der Bibliothek des neu erworbenen Ferienschlosses "fand sich ein Zauberbuch, die erste Ausgabe von Herders Ältester Urkunde des Menschengeschlechts [...] An diesem Buche buchstabierte sich der Siebzehnjährige aus seiner nichts als musischen Welt in eine gedankliche, der Lichtenberg die blitzenden Lichter aufsetzte."

Der poetische Geniestreich, den Herder in dieser theologischen Streitschrift den orthodoxen Bibelexegeten versetzt hatte, musste einem kaum dem Klosterdenken Entwachsenen einer Offenbarung gleichkommen. Die Schutzmauern kindlicher Gläubigkeit waren ohnehin längst ins Wanken geraten, nun stürzten sie vollends ein und die Lust an der Freidenkerei trieb ihn von Ketzer zu Ketzer.

Mit siebzehn ließ sich Franz Blei Arthur Schopenhauers "Welt als Wille und Vorstellung" auf den Gabentisch legen. Es war sein letztes Weihnachtsfest, er war "mit diesem Geschenk als ein Erwachsener vom Kinderfest entlassen." Schopenhauer erzog zu klarem Sprechen und radikaler Skepsis gegenüber begrifflicher Scharlatanerie, aber darüber hinaus bot er einem, der mit religiösen Entzugerscheinungen zu kämpfen hatte, den lindernden Ersatz mystischer Spekulation. Der metaphysisch zutiefst Verunsicherte erlag einer "buddhistisch gesteigerten christlichen Ethik bis zur asketischen Selbstqual. Wochen hindurch schlief er auf einem Ausziehbrett des Eßtisches, das er unter das Leintuch des Bettes legte. Um der letzten Erfüllung näherzukommen." Was schon deshalb nicht gelang, weil das Bild des Meisters irreparablen Schaden erlitt, als der glaubensbedürftige Novize erfuhr, dass Schopenhauer selbst sich keineswegs in asketischer Selbstbescheidung geübt, sondern vielmehr in behaglicher Misanthropie zum versierten "Schlemmer und Lüstling" ausgebildet hatte. Der Erzieher Schopenhauer enttäuschte, nicht als Philosoph, sondern als Mensch. Mit der jugendlichen Unbekümmertheit dessen, der noch nicht durch professorale Bequemlichkeit korrumpiert wurde, klagte Blei das Recht auf Lebbarkeit einer Philosophie ein. Es gibt "nur eine Möglichkeit des Beweises eines für wahr erkannten Satzes [...]: strikt danach zu leben, rigoros zu sein bis zum Äußersten. Anders müsse der Zweifel am Wert der erkannten Wahrheit diese immer begleiten und so den sittlichen Wert einer Erkenntnis überhaupt aufheben." Den großen Worten ließ er

eine nicht minder mutige Tat folgen: er trat aus der Kirche aus - zum Erstaunen der Lehrer, zum Entsetzen der Eltern.

Schopenhauers Lebenswandel stieß ab, Nietzsches legendarisch sich verklärendes Schicksal zog an. Er, der nicht wie die Mehrheit seiner Kollegen fromm geredet und unfromm gehandelt hatte, sondern, im Gegenteil, "den Stolz, die Wollust und die Selbstherrlichkeit des Individuums lehrte, in seinem persönlichen Leben aber demütig, keusch und mönchisch war", nahm Blei in die so heftig herbeigesehnte väterliche Obhut, im Denken, wie im Fühlen, in der Wissenschaft psychologischer Weltauslegung, die noch das Tragischste aphoristisch zu glätten weiß, wie in der Kunst dionysischer Selbstpreisgabe, die glaubt, in der Musik die eigene begriffliche Auszehrung rhetorisch überwinden zu können.

Erholung von den Leiden der Pubertät und des Philosophierens bot das Theater: Sechsmal in der Woche traf man sich in der vierten Galerie des Burgtheaters. Allerdings war Franz Blei im Gegensatz zu seinen Schulkameraden kein Schauspielbegeisterter, er liebte, in getreuer Nachfolge seines philosophischen Ziehvaters, die Oper, genauer: "das Ereignis Richard Wagner"; Wagner, den Musikrevolutionär, der er Ende der 80er Jahre noch war, nicht den Abgott aller Militärmusiker, zu dem er dank seines volkstümlichen Pathos avancieren sollte. "Damals ging man mit dem Klavierauszug ausgerüstet in jede Wagneraufführung wie in eine Bataille, und man brachte auch den Klavierauszug nicht immer heim. Denn zuweilen ging er im Nahkampf, ausgefochten mit den Wagnergegnern, in Fetzen." Wagner schien tief, bedeutend und umstürzlerisch im Gegensatz zu all den Salonkomponisten und Gemütsmusikanten vor ihm, sein "Kunstwerk der Zukunft" forderte Jünger, keine Zuhörer. Eine Aufführung des "Rings" war keine Angelegenheit des musikalischen Intellekts, sondern der Nerven. Das orchestrale Pathos, die dramatische Handlungsführung, die Dämonie des weiblichen Personals mitsamt der stabgereimten Urgewalt des Mythos, all das versetzte die erotisch erhitzte Phantasie in eine Gefühlsaufruhr, wie sie nur ein 17jähriger ernst nehmen kann.

Franz Blei durchlief einen zeittypischen Bildungsgang - im musikalisch-philosophischen wie im lyrisch-amourösen. In poetischer Unbedarftheit umschwärmte er die ältere Schwester eines Schulkameraden und schrieb ihr leidenschaftliche

Briefe, die jene unter seufzendem Verweis auf ihr Brautsein retournierte. "Der Bräutigam war eine Tatsache mit einem Buchladen und einem roten Bart und spielte ganz und gar nicht vergessen als vermeinter Rivale keine kleine Rolle in dieser Sache, die ja gerade erst durch diese Komplikation ihre verlangte Bedeutungshaftigkeit bekam." Vorgeblich in Unkenntnis des glücklosen Schicksals seines literarischen Vorgängers wird, unter wohligem Auskosten phantasierter Todesschauer, ein Revolver gekauft und allzu auffällig in der Schublade des Schreibtischs versteckt. Der Vater entdeckt ihn. Der Sohn fordert in höchster Erregung die Waffe zurück. Der Vater verweigert sie. Der Sohn stürzt hinaus, irrt durch die Straßen und findet sich wie zufällig vor einem Waffengeschäft wieder, wohin der Vater, sein Vorhaben wohl ahnend, bereits vorausgeeilt war. Der Sohn stürmt zum nächsten Händler - der Vater vermag nicht mehr Schritt zu halten -, erwirbt die Waffe, fährt hinaus zum elterlichen Ferienschloß und schießt sich ein. Ganz "mit seiner grenzenlosen Wehmut beschäftigt und mit der Schlußbilanz eines Lebens" überhört er die herbeigeeilten Eltern, die ihm in letzter Sekunde die Waffe entreißen. Unnötigerweise, denn es "war ja alles schon geschehen und der Schuß längst überholt und das Sterben bis auf den letzten Tropfen ausgeschöpft. Daß man da mit den Eltern im Kupee saß und nach Hause fuhr, war nichts als eine Höflichkeit. Jeder muß sich in seinem Leben einmal so erschossen haben, um zu leben."

Mit 17, kaum da er aus der Kirche ausgetreten war, wurde Franz Blei Marxist. Zum Kummer der Eltern, denen unverständlich bleiben musste, warum ihr Sohn sich ausgerechnet in jenes Milieu zurückbegab, aus dem sie sich in jahrzehntelanger Mühsal emporgearbeitet hatten. Der pubertär verschleppte Hass gegen den Vater fand seine argumentative Maske: die dialektisch geschulte Vernunft des ökonomisch versierten Analytikers enttarnte ihn als "ganz gewöhnlichen, dem Gesetz seiner Klasse unterliegenden Ausbeuter". Ihn und all die anderen in beschämender Gleichgültigkeit gegen ihre Opfer dahinlebenden Nutznießer des kapitalistischen Systems galt es zu liquidieren. Ödipaler Aufruhr und Versetzungsangst, Weltschmerz und Großmannssucht, gaben die Ingredienzen zu jener explosiven Mischung, mit der man die bestehende Ordnung zum Einsturz zu bringen gedachte.

In konspirativem Einverständnis mit einem seiner Schulkameraden gründete Blei eine proletarische Verschwörung, deren vordringliches Ziel es war, "die bestehende Gesellschaft und noch ein bißchen mehr in die Luft [zu] sprengen und die etwas undeutlich vorgestellte aurea aetas auf Erden [zu] restituieren". Ein blutrünstiges

Revolutionsprogramm, das detailliert die Strategie des Umsturzes vorgab, wurde entworfen - "es fehlte nicht einmal das Gift, die angebohrten und mit Dynamit gefüllten Altarkerzen und sonstige solche Grauslichkeiten" - und, in Unkenntnis der Existenz einer sozialdemokratischen Partei Österreichs, an niemand geringeren als den Reichstagsabgeordneten August Bebel geschickt. Der vermutete eine Falle der Geheimpolizei und gab das dilettantisch ausgearbeitete Manifest unverzüglich an seinen österreichischen Statthalter Viktor Adler weiter. Adler wiederum lud die vermeintlichen Agents provocateurs zum Kaffee. "Wir waren also Drei, die in diesem Lande die Revolution machen wollten."

Die anfängliche Euphorie nach dem Erhalt des Einladungsschreibens wich schnell einem immer bedrückender werdenden Misstrauen, je näher der anberaumte Tag kam. Was anderes konnte sich hinter dieser unerwartet freundlichen Einladung verbergen als eine Falle der Geheimpolizei? "Gut. Das mußte man gewärtig sein und riskieren. Was wäre das schon für ein Revolutionär, der nicht jederzeit zum Martyrium bereit ist?" Aber das Geld für den Revolver fehlte, der Mut zur Umkehr auch, und so stand man schließlich ungezogenen Schülern gleich vor Viktor Adler, der die vermeintlichen Lockspitzel in seiner guten Stube einem nicht allzu scharfen Verhör unterzog. Schon der erste Blick auf die Retter des Proletariats hatte ihn ruhig werden lassen, und ihre Antworten, die in so aufrichtiger Naivität die bourgeoise Einfalt ihres umstürzlerischen Elans preisgaben, gewann ihnen vollends seine Sympathie. "Der Ton schlug um. Lachte uns diese ganz plötzlich gutmütig-ironische Stimme des Mannes da nicht aus?"

In diesem Lachen schwang kein revolutionärer Hochmut mit, es war väterliches Wohlwollen, mit dem Adler die beiden nach bestandem Verhör willkommen hieß und in der Folge betreute: Die obligate Marx-Engels-Lektüre wurde angeraten, Parteigeschichte gelehrt, Nachhilfe in Staatsbürgerkunde erteilt, aber das, wonach sich die beiden in ihrem aktivistischen Enthusiasmus eigentlich gesehnt hatten, konspirative Parteiarbeit - möglichst im revolutionären Untergrund - blieb ihnen verwehrt.

Viktor Adler, selbst nach Herkunft und Bildung ein vollendeter Repräsentant der bürgerlichen Klasse, hatte das Dilemma der sozialistischen Parteiarbeit früh erkannt: der Bewegung fehlte es nicht an Intellektuellen, die gab es mitsamt guten Ratschlägen und utopistischen Programmen zuhauf, ihr fehlte es an Arbeitern. Franz Blei, und auch das sah Adler sofort, war einer jener unzähligen Bürgersöhne, die im

Aufbegehren gegen die Gründerzeitideale ihrer Eltern einen Glaubensersatz suchten, der ihrem Eifer ein Ziel, ihrer Wißbegierde eine Richtung und ihrem Sehnen eine Hoffnung geben sollte. Was Franz Blei suchte, war eine neue Heimat. Nach Hause ging er nicht mehr, weil die Polizei, der seine staatsgefährdenden Umtriebe keineswegs entgangen waren, bei den Eltern eine straffere Erziehung angemahnt hatte, und er selbst ohnehin fest entschlossen war, nicht länger "vom räuberischen Gewinne" des Vaters zu leben. Für die eigentliche Parteiarbeit aber war er nicht zu gebrauchen.

Auf die Matura durfte er sich, da er nach seinem Kirchenaustritt zum Schutz seiner Mitschüler relegiert worden war, als Externer vorbereiten. So blieb genug Zeit, wahllos Vorlesungen an der Universität zu hören und ab und an Genossen zu unterrichten, unter deren besorgter Aufsicht er ein wenig umhervagabundieren durfte.

Es "übte den Takt, daß man Arbeiter als Schüler hatte, von denen man durch Engels lernte, sie für die Vollender, wenn auch die unbewußten, der deutschen Philosophie zu halten, also mit diesem leibgewordenen Geiste so respektvoll zu verfahren, wie es die Katholiken mit der Kirche als dem fortgesetzten Leibe Christi tun."

Auch Blei erlag dem mystischen Zauber, der den Begriff "Proletariat" schon bei den Gründervätern philosophisch verklärt hatte, um die verschämt mitleidige Solidarität mit den Verelendeten als ein Bündnis mit der Vorhut des Weltgeistes zu nobilitieren. Man hofierte den Arbeiter. Man war fest entschlossen, "diesen Proletarier gut und herzlich zu finden und ebenso zu ihm zu sein." Diese ideologische Sympathie, die immer dann zu schwinden drohte, wenn man sich mit einem leibhaftigen Vertreter der Arbeiterklasse auseinanderzusetzen hatte, war nicht minder erkünstelt als der Enthusiasmus über deren so anrührend unbeholfene Virilität: "Wie herrlich unbeschwert ist sein Wesen [...]! Er entscheidet Meinungsdivergenzen mit einem wunderbaren Faustschlag. Er übertreibt sich nicht Wert und Bedeutung eines Menschenlebens." Die Ironie retuschiert; auch Blei erlag jener Idolatrie des muskelbewehrten Analphabetismus, die im Fin de siècle als Lebensphilosophie Mode wurde. Mitleid maskierte die Lust an der freiwilligen Deklassierung; Solidarität überhöhte den klammheimlichen Kitzel, sich willentlich herabzulassen, um für eine kurze Weile die erfrischend exotische Primitivität eines niederen Standes zu genießen. Blei wurde dieses Proletenkults, dessen ästhetische Skrupellosigkeit die Mannbarkeitsriten des 3. Reiches aufs Unansehnlichste fortsetzten, bald

überdrüssig, aber er blieb - trotz aller elitären Attitüden - lebenslang stolz darauf, sich im Umgang mit den Arbeitern Takt, Herzensbildung und jene unbedingte Hilfsbereitschaft erworben zu haben, die ihm viele Bekannte und wenig Freunde einbrachte. Die "Arbeiter waren für uns die ersten menschlichen Menschen, die wir kennenlernten, weil sie uns ohne Allüre entgegen kamen" Für diese Lehrstunden in praktischer Humanität blieb Blei stets dankbar, aber er nahm sie nicht zum Anlass, fortan schlechten Gewissens das Proletariat poetisch zu verklären oder gar in den Chor jener Revolutionsdichter einzustimmen, die alle Kultur auf ein volkstümliches Maß reduziert wissen wollten.

Nach vier Monaten behüteten Umherstrolchens entschied Franz Blei angesichts seiner desolaten Finanzlage, wieder zu seiner Familie zurückzukehren. Die Mutter begrüßte ihn als Verbündeten im Kampf gegen den desertierten Vater, er selbst aber war fest entschlossen, nach seinem Abitur die häusliche Misere erneut zu fliehen, diesmal allerdings mit der Sicherheit eines monatlichen Wechsels.

Im Frühjahr 1890 immatrikulierte sich Blei an der Universität Zürich, um politische Ökonomie zu studieren. Zwei Monate vor seiner Ankunft war Gottfried Keller gestorben, die kleine sozialdemokratische Kolonie hatte sich nach Aufhebung der Sozialistengesetze aufgelöst, die Parteizeitung, der "Sozialdemokrat", wurde mittlerweile in London gedruckt, die Spitzeljagden und "nächtlichen Rids über die Grenze, im Tender die Brotlaibe, die in ihrem Innern Nummern der Zeitung enthielten", hatten aufgehört. Es war ruhiger in der Stadt, als der Student erhofft hatte.

Franz Blei vereinsamte. Er fühlte sich verloren in diesem biederem Idyll selbstsicheren Protestantismus. Er kam mit "der Enge der Stadt, der Viereckigkeit ihrer Bewohner, dem groben materiellen Alltag ihres zur Erde stierenden Lebens, dem die Berge den Blick verhängten", sowenig zurecht wie mit der Schweizer Küche. Mehr aus Heimweh denn aus Überzeugung schloss er sich dem örtlichen Sozialistenzirkel an, der in der Hinterstube einer Gastwirtschaft in konspirativer und alkoholabstinenter Runde tagte, um die Weltrevolution zu diskutieren, die allemal aussichtsreicher schien als ein proletarischer Umsturz in der Schweiz.

Die triumphale Anspruchshaltung des Marxismus als heilsverheißender Ersatzreligion, die selbst den hilflosesten Mitläufer am Glanz des revolutionären Herrenmenschen teilhaben ließ, imponierte Blei noch immer, aber die Skepsis hatte

sich eingeschlichen und paralyisierte zusehends seinen jugendlichen Enthusiasmus. Die Ernüchterung schlug um in verbitterte Enttäuschung, als er auf dem Internationalen Sozialistischen Arbeiterkongreß 1893 in Zürich mitsamt einigen wenigen gleich gesinnten Kommilitonen und Literaten in rebellischer Auflehnung gegen die schleichende Verspießerung der Sozialdemokraten eine marxistische Erneuerung der Partei forderte und von den Funktionärstaktikern mit ausdrücklicher Billigung des Ehrengastes Friedrich Engels ausmanövriert wurde. Der anarchistischen Splittergruppe um Gustav Landauer wollte er sich schon dessen mäßiger literarischer Begabung und übermäßig asketischen Furors wegen nicht anschließen, und so trat er guten Gewissens, aber nicht ohne Wehmut über die verlorene ideologische Geborgenheit, den Rückzug in die Literatur an.

Blei zweifelte auch nach dem Ende seines parteipolitischen Engagements nicht an der Notwendigkeit revolutionärer Veränderungen der allgegenwärtigen sozialen Misere, er zweifelte an ihrer Deduzierbarkeit. Ihm war nicht der moralische Impetus als solcher fragwürdig, sondern der wissenschaftliche Aufputz. Der dialektische Materialismus, dessen wissenschaftliche Gültigkeit in diesen Zeiten eines unverfrorenen Kapitalismus weitaus einsichtiger schien als die eigennützigen Vorbehalte seiner Gegner, wurde ihm, je stärker die pubertäre Lust an pathostauglichen Simplifizierungen schwand, zunehmend verdächtig. Er erkannte das hermeneutische Grundübel des Marxismus wie aller anderen systematischen Philosophien, "in denen ein deutendes Prinzip so gründlich mit dem zu Deutenden fertig geworden war, weil es eigentlich nur sich selber glorifizieren wollte."

Die phrasenreiche Unergiebigkeit eines solchen, stets nur Glaubenssätze rekapitulierenden Denkens war ihm erstmals zu Bewußtsein gekommen, als er anlässlich eines Vortrages für Genossen "Gottfried Keller in die Zwangsjacke der materialistischen Theorie gesteckt hatte", was den Zuhörern wenig Vergnügen, dem Werk Kellers keinen Nutzen und dem Vortragenden ein schlechtes Gewissen über den Verrat seines einstigen Idols einbrachte. Je wacher Franz Bleis Blick für die Widerspenstigkeit der Empirie und die Vergnügungen des Weltlichen wurde, desto nachhaltiger stieß ihn die marxistische Wirklichkeitsverengung ab; je stärker er sich jener bürgerlichen Avantgarde zugehörig fühlte, die von den gesinnungsproletarischen Parteidenkern längst zum Untergang verurteilt worden war, desto größer wurde sein Widerwille gegen die Kaderkultur. Diese ästhetische Aversion gegen den Marxismus erhielt ihre erkenntnistheoretische Rechtfertigung

durch Richard Avenarius, den sich Blei unter den Züricher Professoren zum Lehrer gewählt hatte. Avenarius bestärkte ihn in der Skepsis gegenüber allen finalisierenden Gesetzestheoretikern und den von ihnen jonglierten großen Abstrakta, die er - der heilsam desillusionierenden Wirkung wegen - in ihre Bestandteile zu zerlegen empfahl. Avenarius praktizierte Ernüchterung: "[...] die jungen Welträtselöser aus mißbrauchten Vokabeln, die sich in die Dienstags- und Freitagsgesellschaften dieses methodischen Meisters begaben in der gläubigen Annahme, hier eine Pumpstelle zu finden, kamen und gingen bald wieder, enttäuscht, daß sie in ihre leeren Attrappen keine Luft geblasen bekamen, die den Geruch ihres eigenen Atems trug." Das, was Lenin Avenarius und dem von ihm begründeten, von Mach popularisierten Empirio-kritizismus zum Vorwurf machen sollte, seine agnostische Grundhaltung, die in überzogener Polemik gegen die begrifflichen Phantastereien des Idealismus nur noch elementarste sinnliche Gewissheiten gelten lassen wollte, zog Blei gerade an. Die vorgeblich rein wissenschaftliche "Analyse der Empfindungen", frei von allem metaphysischen Ballast, die Leugnung der "objektiven Realität", die sich dem kritischen Blick als bloße Summe von Empfindungsdaten enttarnte, bestätigte dem seiner Persönlichkeit so Unsicheren die leidvolle Erfahrung, dass selbst das vermeintlich Selbstverständlichste, die Integrität des eigenen Ichs eine instabile, immer neu sich formierende Einheit von Gefühls- und Vorstellungselementen ist. Nebenbei gab Avenarius Lehre von der "Welt als Empfindung" die erwünschte Lizenz, sich nunmehr mit einer begrifflich schärfer gewordenen Neugier auf die Phänomene des Sinnlichen zu konzentrieren und die ohnehin nie sonderlich ernsthaft erwogene akademische Karriere aufzugeben. Als Lehrling Schopenhauers und Nietzsches hatte Blei die auf solidarische Mediokrität erpichte Universitätsphilosophie ohnehin nie so ernst nehmen können, wie es der Korpsgeist verlangt hätte. Zudem war Avenarius nicht die Persönlichkeit, institutionelle Mangelerscheinungen durch seine persönliche Aura vergessen zu machen, letztlich hat er Blei durch die professorale Biederkeit seines Lebens wie seiner Lehre nur in der Abkehr vom Berufsziel des kasernierten Philosophiebeamten hin zum freischaffenden Literaten bestärkt.

Bleis wissenschaftlicher Elan erlahmte umso schneller, als er während eines Gastsemesters in Genf auf die Tagebuchkonvolute eines Autors aufmerksam gemacht wurde, der ihm vollends die Konzentration für alle antiquarische Quellenkunde nahm: Henri-Frédéric Amiel. Der Schweizer Philosophieprofessor

Amiel war, wenn nicht einer der brillantesten, so doch einer der fleißigsten Tagebuchschreiber aller Zeiten: 1839 begann er seine Aufzeichnungen, in denen er die wenigen Stunden, die ihm neben der Arbeit und dem Schreiben noch blieben, aufzubewahren gedachte - das "journal intime" als Lebensersatz. "46 Bände zu je 300 Seiten [...], 14 000 Seiten in 25 Jahren; das ergibt 482 Seiten pro Jahr und eine und dreizehntel Seiten täglich, und zwar 10 480 Tage lang", so sein resignierendes Fazit: "Welch wahnsinnige Verschwendung von Zeit, Gedanken und Kraft."

Amiel war - zu einer Zeit als dieser Typus des selbstgefällig Lebensuntauglichen noch längst nicht literarische Mode geworden war - ein Dekadent, einer der - in aller Heimlichkeit - "dem Ich-Kult bis zum Persönlichkeitsschwund verfiel", der es aber nie zum Dichter oder gar Schriftsteller brachte, sondern zeitlebens nur ein "artisan des ses malheurs" blieb. Amiel handelte nicht, er räsonierte; er liebte nicht, er schrieb über die Liebe. Er "hat vermutlich ein einziges Mal eine Frau besessen, und das genügte ihm als Enttäuschung offenbar fürs ganze Leben." Schreibwütige Ich-Besessenheit bis an die Grenzen autistischer Selbstvernichtung, neurotische Handlungshemmungen bis hin zur motorischen Apathie, in jener sentimental Melange vorgekostet, aus der so viele Feinsinnige Generationen nach ihm ihren lyrischen Lebensüberdruß destillieren sollten.

Amiel war ein Pionier in der Erfahrungsseelenkunde des modernen, des nervösen Charakters. Was ihn, den wenig talentierten Philosophen, zum versierten Psychologen seiner selbst werden ließ, war sein sich analytisch gebender Narzissmus, der immer wieder neuen Auftrieb erhielt durch die Folgeschäden eines weniger durch die Sitte als die eigene Schüchternheit auferlegten Zölibats, das zu unentwegter Sublimierung der sich anstauenden Triebregungen zwang - in der Heimlichkeit des Tagebuchs. Das Schreiben wurde ihm zu einer autoerotischen Ersatzhandlung von unüberbietbarer Faszination. Es garantierte die dem Neurotiker so notwendige Fiktionalität seiner Triebgelüste und vermochte zugleich seine Skrupel über die Sündhaftigkeit der eigenen Existenz zu beruhigen, da er mit unbarmherzigem Wohlgefallen sich selbst und die eigene moralische Ungenügsamkeit bloßstellte. Amiel war "einer der grenzenlosesten Ich-Analytiker, der sein Ich diaristisch unaufhörlich auszupeitschen scheint bis zu dem Augenblick, wo die Erfahrung des Nichtmehr-ich-Seins, der völligen Ich-Zerstörung, offenbar als höchste Lust empfunden wird."

Amiels pathologisch verfeinerte Kunst der Selbstbeobachtung ersetzt Bände theoretisierender Psychologie. Da ihm jeder Willensimpuls verdächtig, jeder seelische Automatismus der Aufmerksamkeit wert schien, enttarnte sich seinem stetig schärfer werdenden Blick nach und nach das ganze Ausmaß jener Hilflosigkeit, in der alle dem Diktat der Triebe ausgeliefert sind: "Merkwürdig zu beobachten, wie sich mit wachsender Leichtigkeit vor den befehlenden Sollizationen des natürlichen Instinktes die moralischen Hindernisse in Rauch verflüchten, ganz konventionell und rein fiktiv erscheinen."

Die tägliche Autopsie erbrachte nie andere als ernüchternde Befunde. Während die politischen Utopisten die Zukunft des proletarischen *homo novus* planten, führte ein Genfer Universitätsbeamter in aller Stille den anthropologischen Gegenbeweis. Eine Gesellschaft kann nur dann bestehen, wenn sie in Rechnung stellt, dass der Mensch immer hinter seinen Erwartungen zurückbleibt, dass die Beweggründe seines Handelns meist egoistisch, häufiger noch niederträchtig sind, und dass alles, was Religion und Sitte an ethischen Disziplinierungsideologien aufzubieten vermochten, nur Draperien einer im Grunde unzivilisierbaren Natur geblieben sind und bleiben werden. Die Desillusionierungen, die Nietzsche und Freud dem moralischen Mängelwesen Mensch zumuten sollten, in den Tagebüchern Amiels waren sie vorformuliert, und das auf eine Weise, die zugleich Entschädigung für die erlittene Demütigung zu verheißen schien: Die Vivisektion der Seele als narzisstisches Aphrodisiakum, das um so anregender wirkt, je rückhaltloser, je raffinierter die Operation vor sich geht.

"Amiel war mein erstes spirituelles Abenteuer, wie ein Jahr darauf Kierkegaard mein zweites und wieder ein Jahr darauf Stendhal mein drittes." Bleis psychologische Initiation, denn als solch weihevolleres Geschehen beschreibt er seine Begegnung mit den Tagebüchern Amiels, vollzieht sich literarisch, und jeder seiner weiteren introspektiven Erkundungsgänge wurde sofort wieder zur Literatur. Amiel war für Blei der Lehrmeister einer Form belletristischer Selbsterkundung, der es gleichermaßen auf den analytischen Ertrag wie auf den ästhetischen Effekt ankommt, weil nur der Genuss der Niederschrift für die Ernüchterung der Diagnose zu entschädigen vermag.

Die tragikomische Erbärmlichkeit der Existenz Amiels, der Tag für Tag ein Leben bilanzierte, das anders als schreibend zu führen, er stets zu unbeholfen war, zog Blei so stark in ihren Bann, weil er in ihr das Abbild seiner selbst fürchtete. Heroen wie

Nietzsche und Schopenhauer nachzustauen war ein Leichtes gewesen, nun aber trat ihm in Amiel das eigene Mittelmaß vor Augen. Der voyeuristische Genuss der Tagebuchlektüre wurde ins Bittere verfeinert durch jene Melancholie, die unweigerlich aufkommt, wenn man sieht, wie die im philosophischen Jenseits entworfenen Daseinsanalysen im Leben eines Jedermann Gestalt annehmen. Eines Jedermann, dem nie der Ausweg offen stand, sich in die Extravaganzen einer genialen Existenz zu flüchten, der vielmehr lebenslänglich einer ihm stets bewussten Mediokrität standzuhalten hatte. In der diaristischen Biographie Amiels las Blei, wozu ein Leben werden kann, wenn man es ungenutzt lässt, ungenutzt lassen muss, weil das analytische Vermögen das moralische weit übertrifft: "Was mir fehlt, ist nicht Einsicht, sondern Charakter. Wenn ich mich an meinen innern Richter wende, so sieht er sehr klar und urteilt sehr treffend. Ich durchschaue mich, aber ich verschaffe mir nicht Gehorsam. Und noch jetzt fühle ich, daß es mir Freude macht, meine Fehler und ihre Wurzel zu entdecken, ohne daß ich deshalb mehr Widerstandskraft gegen sie hätte. Ich bin nicht frei." Das Lebensgefühl des Fin de siècle, notiert im Dezember 1847.

"Der psychologische Zustand ist etwas wie eine metaphysische Schwermut." Eine Schwermut, in der sich Blei, dank des väterlichen Erbes, in den folgenden Jahren nicht ohne Behaglichkeit treiben ließ. Es war die Hamletrolle, die er sich in dieser Zeit des Suchens zudachte, die Rolle dessen, der alles und jeden durchschaut, ohne zu wissen wozu, dem die Schwermut bei jeder Lebensentscheidung den Verdacht souffliert, sie wäre vergeblich. Skrupel, die zu einer Paralyse des Handlungswillens führen, weil die Angst vor der falschen Entscheidung jedes Tun unmöglich macht: "[...] mir graut vor dem Handeln, ich fühle mich nur wohl im unpersönlichen, uneigennütigen, objektiven Leben des Gedankens. Warum? Aus Schüchternheit. Woher kommt die Schüchternheit? Vom Übermaß an Reflexion, das die Ursprünglichkeit, den Schwung, den Instinkt und damit Kühnheit und Selbstvertrauen fast zunichte gemacht hat."¹ Es war für einen orientierungslosen Studenten nicht schwer, sich in diesem Pathos wiederzufinden. Sein Elternhaus, seine Heimat hatte er verloren, sein Glaube war ihm abhanden gekommen, in der Religion wie in der Politik, er war kein Dichter, dazu vertraute er zu sehr seinem Intellekt, er war kein Wissenschaftler, dazu erhoffte er zuviel von seiner Intuition. Zum Lebemann fehlte es ihm an erotischem Ernst, zum ordentlichen Leben an Tatkraft - Blei wusste nichts

Rechtes mit sich anzufangen und wurde Literat. Er wurde Literat, nicht weil es ihn zur Aussprache drängte oder er seine persönliche Misere als allgemeine auszugeben dachte. Der Geständniszwang Amiels war lehrreich, aber in seiner Stil- und Formvergessenheit keineswegs nachahmenswert. Blei wurde Literat, weil er in der Literaturgeschichte zu finden hoffte, was er in seiner Zeit immer seltener fand: Charaktere. In der Not der eigenen Identitätskrise begann sich Blei Masken anzulegen, Persönlichkeiten essayistisch wiederaufleben zu lassen, von denen er sich Auskunft über die Möglichkeiten eines selbstsicheren, selbstgewissen Lebens erhoffte. Die eigenen Handlungshemmungen wurden überspielt durch den literarischen Nachvollzug all der abenteuerlichen Existenzen, zu denen man selbst nicht den Mut findet, die man selbst nie zu durchleben vermag, weil den wenigsten vergönnt ist, mehr als eine Rolle in ihrem Leben zu spielen.

In Genf gründete Blei in dem unstillbaren Bedürfnis nach sozialer Geborgenheit einen Internationalen Sozialrevolutionären Klub, zu dessen Treffen auch einige russische und polnische Revolutionäre erschienen, darunter eines Tages ein gerade aus Sibirien eingetroffener Genosse mit einem "blassen und ein bißchen verschlafenen aussehenden Gesicht", der über den unausweichlichen Triumph des Proletariats dozierte. Franz Blei traf mit Lenin einige Jahre später wieder in München zusammen, inzwischen allerdings längst immun geworden gegen die Faszination missionarischer Unerschütterlichkeit, die ihre Überzeugung grundsätzlich nicht zur Diskussion stellt, sondern als Heilsgewissheit voraussetzt. Lenin, so Bleis Porträtskizze, war ein nüchterner Berufsrevolutionär, der sich im Dienst der guten Sache wusste, ansonsten aber, in bescheidenem Maß, auch durchaus allem Weltlichen zugetan. Ein umgänglicher Mensch, mit dem beiläufigen Charme einer "groben Humorigkeit", die proletarisch wirken sollte, um den Mangel an Herzlichkeit zu überspielen. "Er hielt, wie immer die Dogmatiker, nichts von den Menschen und den Humanitäten und war doch besessen von einer Idee der Menschheit und der Humanitas. Er hielt durchaus pessimistisch so wenig von den Menschen, daß er sich nur vom Zwange der Diktatur das definitive Glück versprach." Lenin, darin wurde er zum ehrfurchtsvoll imitierten Vorbild der deutschen Kommunisten, trat auf als Funktionär des Weltgeistes, sein messianische Selbstsicherheit gebendes "Vorurteil war der ganz christliche Glaube an ein unter den Menschen zu verwirklichendes Heil." Bleis klerikales Gespür ließ ihn

früh ahnen, was sich nach der Oktoberrevolution in drastischer Eile vollziehen sollte: die Organisation des kommunistischen Herrschaftsapparates nach Vorbild des vatikanischen. Sei es der kaum willentliche Vorsatz zur ideologischen Nachfolge oder der Automatismus institutioneller Verfestigung - die bolschewistische Parteidiktatur strebte eben jene metaphysisch fundierte Union von weltlicher und geistiger Macht an, wie sie die Kirche in der Hochzeit ihrer mittelalterlichen Universalherrschaft beansprucht hatte. Deren erprobte Mechanismen tyrannischer Selbsterhaltung wurden nun mit revolutionärem Elan perfektioniert: Der propagandistische Mythos vom auserwählten Volk, vertreten durch die alleinseligmachende Funktionärskaste; die militärische Aufrüstung gegen den Klassenfeind als gemeinschaftsstiftende Glaubensdoktrin der *ecclesia militans*; die Parteigeneration für Parteigeneration sakrosankter werdende Autorität der kanonischen Autoren; die inquisitorische Verketzerung aller Abweichler, die Schauprozesse, die Gleichschaltung aller individualistischen Sonderinteressen in Kultur und Gesellschaft. Lenin, russisch-orthodox erzogen, band die den Renegaten eigene Treue an das vermeintlich Überwundene: "Da er die Wahrheit zu haben glaubte, diese Reliquie des Lebens, bildete er eine Kirche: Die Partei", die sich wiederum "bei völlig rationalen Zielen ins Mystische eines geheimnisvollen Wesens" verklärte, "das aus sich heraus sich seine Organe als seine Diener schafft".

Dass sich Lenin in München überhaupt noch des Genfer Studenten erinnerte, hatte seinen Grund - David hatte Goliath gereizt. In "Materialismus und Empiriekritizismus" polemisiert Lenin gegen eine kleine Arbeit des Studenten Franz Blei, in der dieser ketzerisch unterstellt, "daß alle ökonomischen Theorien unkritisch seien, weil sie von einem gesicherten Anfangswert politischen oder weltanschaulichen oder religiösen Charakters ausgehend immer nur eine Theorie finden können, die diesen Anfangswert als gefundenen kritischen Endwert behauptet." Der Parteiideologe dementierte, der Staatsführer und Wirtschaftstheoretiker der Neuen Ökonomischen Politik dagegen bewies unfreiwillig die Richtigkeit der Kritik.

Nach seiner Rückkehr aus Genf ermunterte Avenarius Franz Blei, eine Theorie der reinen Wissenschaft zu entwerfen, um der Metaphysik in der politischen Ökonomie den Garaus zu machen, aber "[...] diese Aussicht auf einen künstlich entlaubten Wald war so entmutigend und freudlos, daß ich alles das aufgab. Ich verkaufte dem nächsten Händler die zweitausend Bände meiner ökonomischen Bibliothek [...]" Die

Preisgabe der professoralen Karriere fiel um so leichter, als das väterliche Erbe noch immer vor dem Zwang zum Broterwerb schützte. 1894 promovierte Blei des akademischen Dekors wegen über die ökonomischen Schriften des Abbé Galiani. "Ein guter Zufall hatte mich bei Nietzsche auf den Namen Galiani stoßen lassen, den mehr als witzigen Verfasser der Dialoge über den Getreidehandel." Dieser längst vergessene Homme de Lettres gab Blei die Rolle seines Lebens vor.

Ferdinando Galiani wurde 1728 in Chieti geboren. Mit acht Jahren überstellte man ihn seinem Onkel, dem Erzbischof von Tarent und Thessalonich, zur Ausbildung nach Neapel. Mit 21 Jahren veröffentlichte er seine erste nationalökonomische Studie "Della Moneta", die ihm frühen Ruhm und eine Pfründe mitsamt dem Titel Abate einbrachte. Mit 31 Jahren kam Galiani als Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft nach Paris, um Karriere als Belesprit zu machen. In den Salons des Ancien régime bestaunte man ihn bald als den witzigsten Kopf des Jahrhunderts, seine anzüglichen Aperçus machten ihn bei den Konkurrenten verhasst und beliebt bei den Damen. Von Gestalt unersetzlich und dicklich schmeichelte er seinen Angebeteten durch bewundernde Aufmerksamkeit und rhetorische Koketterie, was ihnen jene Selbstsicherheit verlieh, die sie bereitwillig über sein wenig anziehendes Äußeres hinwegsehen ließ. Galiani zelebrierte die Kunst der Konversation, sich und seinem Gott zu Ehren, an den er nur vor Publikum glaubte, den zu verteidigen er aber für ehrenwerter hielt, als sich dem modischen Radikalismus der Aufklärer anzuschließen - zumal er sich mit seinem Mut zum Widerspruch des staunenden Interesses der Salonschönheiten sicher sein konnte.²

Galiani war ein Skeptiker, auch der Skepsis gegenüber. Er war ein Menschenkenner und Psychologe von Rang, was ihm die Gelassenheit gab, die absolutistischen Anmaßungen Andersdenkender mit einem graziösen Lächeln abzutun. Und er war ein Genie des Lebens, oder wäre es zumindest gerne geworden, wenn ihn das Glück nicht verlassen hätte. Aber er selbst vertrieb sich nach zehn Jahren aus jener Stadt, die sich ihm in der heimatlichen Verbannung zum Paradies verklärte. Einer diplomatischen Indiskretion wegen, die seinen Neidern einen willkommenen Anlass zur Rache gab, musste er nach Neapel zurückkehren, wo er, hochgeehrt, 1787 starb. Auch wenn Galiani es in seiner Vaterstadt zu Ruhm und Ansehen brachte, sein Herz blieb in Paris. Seine amourösen Abenteuer inszenierte und durchlitt er in den Korrespondenzen mit seiner Favoritin Madame d'Epinay, den Damen Necker und du

Bocchey; seine philosophischen Streitgespräche führte er weiter in den Briefen an Grimm, Diderot und Holbach. Mit dem Verlust seines Lebenstraums gewann er die Muße, in raffinierter Weise die Bitterkeit seines Schicksals literarisch auszukosten. Galiani, aufgrund seines geistlichen Standes und diplomatischen Rangs ohnehin zum Zynismus neigend, durch die erzwungene Trennung von der einzig wahren, der Pariser Gesellschaft zur distanzierten Vorurteilslosigkeit verurteilt, ließ die Not der Isolation zu einer Tugend werden, indem er - zur belletristischen Belebung seiner Korrespondenz - sich selbst und seine Briefpartner unablässig psychologisch vivisezierte, und das um so rückhaltloser, je weniger ihn sein Amt und sein Alter zur Rücksichtnahme zwangen.

"Es lebt übrigens jetzt Niemand, an dem mir viel gelegen wäre; die Menschen, die ich gerne habe, sind lange, lange tot, z.B. der Abbé Galiani oder Henri Beyle oder Montaigne." Es sind die Analytiker des Gefühls und Lehrmeister des *nosce te*, die Nietzsche hier in einem Atemzug nennt, um sie als seine Vorgänger zu ehren. Aber weder bei Stendhal noch bei Montaigne konnte er jene Unbarmherzigkeit des Blicks einstudieren, die ihn bei Galiani so faszinierte, "dem tiefsten, scharfsichtigsten und vielleicht auch schmutzigsten Menschen seines Jahrhunderts - er war viel tiefer als Voltaire und folglich auch ein gut Teil schweigsamer." Eine Unbarmherzigkeit, die sich, anders als bei religiösen oder politischen Eiferern, nicht in dem unentwegt zur Schau gestellten Leid angemessener Verantwortung für Gott und die Welt zeigte, eine Unbarmherzigkeit, die sich nicht die erholsame Selbstvergessenheit in mystisch-mythischen Seelentiefen gönnte und schon gar nicht das Palliativum lautstarker Betroffenheitsrhetorik oder lyrisierender Weltschmerzgreinereien. "Das tiefe Leiden macht vornehm; es trennt. Eine der feinsten Verkleidungs-Formen ist der Epikureismus und eine gewisse fürderhin zur Schau getragene Tapferkeit des Geschmacks, welche das Leiden leichtfertig nimmt und sich gegen alles Traurige und Tiefe zur Wehr setzt. [...] Es gibt freie freche Geister, welche verbergen und verleugnen möchten, daß sie zerbrochene stolze unheilbare Herzen sind (der Zynismus Hamlets - der Fall Galiani); und bisweilen ist die Narrheit selbst die Maske für ein unseliges allzugewisses Wissen. - Woraus sich ergibt, daß es zur feineren Menschlichkeit gehört, Ehrfurcht 'vor der Maske' zu haben und nicht an falscher Stelle Psychologie und Neugierde zu treiben."

An dieses Diktum Nietzsches hielt sich Franz Blei lebenslang. Er band sich selbst in schützender Abwehr die Maske des genussüchtigen Lebemanns vor, und hat - vice

versa - in all seinen Biographiensammlungen, in dem 1930 erschienenen Band "Männer und Masken" ebenso wie in der Erstlingssammlung "Landfahrer und Abenteurer" von 1913, seinen Helden das Recht auf Maskierung, auf psychologische Unversehrtheit belassen. Blei ging, trotz seiner Kenntnis der analytischen Theorien Freuds und Adlers, niemals soweit, das Individuum in seine pathologischen Bestandteile zu zerlegen, um es dann, mit Frankensteinischer Unbeholfenheit, literarisch wieder verlebendigen zu wollen.

Was Blei an Nietzsches Hymnus auf Galiani am nachhaltigsten anrührte, war zweifellos das Angebot, sich selbst zu jener Schar stolz-zerbrochener Herzen rechnen zu dürfen, die ihrer mediokren Mitwelt allenfalls als Kontrastmittel für die eigene, untröstbare Trauer über die Nichtigkeit allen Seins bedürfen. Blei hat sich mit der Eile des seiner eigenen Persönlichkeit zutiefst Unsicheren diese aristokratische Hofnarrenrolle des melancholischen Epikureers zu eigen gemacht, allerdings mit einer für den prüden Nietzsche undenkbar Konzentration auf das Erotisch-Galante. Hier war ihm Galiani selbst das Vorbild, nicht sein allzu feinnerviger Nachfahre. Er "liebte sehr die Frauen und war das schlechte Gewissen der Philosophen, die gerade wieder daran waren, den lieben Gott abzusetzen." Der Zusammenhang scheint nur dem willkürlich, der es vermag, auf den göttlichen Eros ersatzlos zu verzichten. Die Libertinage, in ihrer anspruchsvollsten Form, ist das Rauschmittel all jener existentiell Verschüchterten, die in einer apokalyptisch gestimmten, weil sinnentleerten Epoche zu leben haben - sei es die Endzeitkultur der Jahrhundertwende oder die des Ancien régime.

Galiani benannte das Dilemma der Aufklärung zu einer Zeit, als der Triumph über den zunehmend schwächer werdenden Gegner die Bedenken noch weit überwog - Jahrhunderte später präsentierte man seine Erkenntnisse in umständlicher Paraphrasierung als Einsichten einer theorieversierten Kulturkritik. "Mit der Aufklärungswut", klagt Galiani, „fanden wir mehr Leere als Fülle - und im Grunde wissen wir, daß unendlich viele Dinge, die unsere Väter für Wahrheiten hielten, keine sind, und wir wissen sehr wenig Wahres, das unsere Väter nicht auch schon wußten. Die Leere in unserer Seele und in unserer Phantasie - sie ist die wahre Ursache unserer Traurigkeit." Eine der wenigen geistreichen Möglichkeiten, dieser Trauer über eine entzauberte Welt standzuhalten, ist die, wider besseres Wissen und unverdrossen die Existenz Gottes zu behaupten, was, erkenntnistheoretisch gesehen, niemandem hilft, aber seine Leugner ärgert - so ist für Unterhaltung

gesorgt, und die Idee der Religion auf dem Umweg der Polemik am Leben erhalten. Ein Verfahren, das Franz Blei, in der Nachfolge Galianis, mit großer Lust an ideologischen Maskeraden zum nachhaltigen Verdruss seiner Zeitgenossen praktizieren sollte.

Ein nicht minder unzulänglicher Ersatz für Gottes sorgende Obhut ist dem Menschen in der Nächstenliebe gegeben, die in all ihren Spielarten zu durchkosten durchaus den Trost des Vergessens der metaphysischen Verlassenheit gewähren kann - zumindest in der dem Tod noch fernen Jugend. Der Eros als Religionsersatz und Don Juan als sein leichtlebiger Prophet, an dieser messianischen Mission hat sich Blei, angeleitet durch Kierkegaards "Entweder-Oder", sein ganzes Leben versucht, ohne dass es ihm die unzählbare Schar der Ehevinnen, die er meist nur kurzzeitig zu bekehren vermochte, je gedankt hätte. Die dritte Möglichkeit schließlich, die religiöse Misere der Moderne zu überspielen, ist die, welche den beiden vorangehenden erst die Würde praktikabler Verhaltensweisen gibt: der Wille zur Form, das also, was heruntergekommen zur modischen Phrase des Ästhetizismus, Kennwort der Epoche wurde. Die Form, das bloße Ritual des Glaubens, kann, das studierte Franz Blei an der katholischen Kirche mit großer Bewunderung, zu einem durchaus gleichwertigen Ersatz für die religiöse Idee selbst werden, weshalb die philosophische Eliminierung Gottes die Amtskirche nie sonderlich verstört hat: sie war dank der hierarchischen Festgefüghtheit ihrer Organisation und ihrer ehrwürdigen, sich längst selbst genügenden Tradition auf jenseitige Legitimation nicht mehr angewiesen. Das ist in den Augen Bleis Heuchelei nur für den, der nicht einzusehen vermag, dass allein der Fortbestand der Form die vielen so lebensnotwendige Gegenwärtigkeit eines Sinns zu vermitteln vermag, der längst verschwunden ist - in der Religion nicht weniger als in der Kunst. Der Schein ihrer Existenz, den ihnen das Kunstwerk kurzzeitig zu vermitteln vermag, ist die einzige Überlebenshilfe für die philosophisch längst entwerteten Ideale des Wahren, Schönen und Guten.

Nietzsche, der sich immer wieder in der aphoristischen Zuspitzung dieses Paradoxons des schönen Scheins versuchte, hat hier nicht viel weitergedacht als Galiani, der vieles von dem vorwegnahm, was dann, dank der publikumswirksamen Auftritte Baudelaires, Beau Brummels und Oskar Wildes zum Allgemeingut einer Epoche wurde. Der ins Dekor sich flüchtende Ennui war bereits zu Galianis Zeiten eine Gesellschaftskrankheit, er wurde es wieder, als die verzogenen Bürgersöhne der Gründergeneration nichts mit ihrem Leben anzufangen wussten, was bei

Psychologen und Berufsrevolutionären den Irrglauben entstehen ließ, man habe es hier nur mit den nervösen Ausfallserscheinungen eines privilegierten Standes zu tun, die mit seiner Exekution ganz von selbst verschwinden würden. Aber der Ennui ist geblieben, nicht weil die Klassengesellschaft geblieben ist, sondern weil keine ideologischen Entschuldigungen mehr davon abhalten, den Menschen nüchternen Sinns als das anzusehen, was er ist, als eine Laune der Natur, die, als sie es leid war, ewig unerkant zu sein, sich ihn als Spielzeug schuf. "Sie langweilte sich, nichts zu sein, und deshalb langweilen wir uns alle in dieser Welt."

Die abgründige Blasphemie dieses *Aperçus Galianis* zeugt von einem Mut zur Erkenntnis, der, aktivistisch gewendet, als die Manier des Elegants in Erscheinung tritt. Die Lust an der Etikette, die Sehnsucht nach Formgebung soll vor der Versuchung zum Nichts, zur Auflösung bewahren. Die Zelebration des Eros als Gesellschaftsvergnügen wird zum idealen Notbehelf einer glaubenslosen Zeit, nicht nur, weil das Sexuelle jene Stimulans zu geben vermag, die moralische Ideen gemeinhin entbehren, sondern weil in der Zähmung dieser Gewalt durch die Rituale der Koketterie der menschliche Geist sich eben jene Überlegenheit beweisen kann, die er nach dem Verlust der Gottesidee transzendental nicht mehr zu begründen vermag. Die Fortpflanzung an sich ist keine Kunst, aber die Präliminarien dieses banalen Geschehens zu ästhetisieren, ihre hormonelle Monotonie ins Spielerische aufzulösen oder gar ins Rhetorische verflüchtigen zu lassen, das vermag nur, wer, wie der Mensch, der Natur um ein Entscheidendes voraus ist.

Das klang vielen dekadent, Blei aber schien es in der Konsequenz anständiger als jede politische Erlösungslehre, die vorgibt, mit dem sozialen Dilemma zugleich die existentielle Misere gelöst zu haben. Dass derlei Heilsversprechen Lügen werden, sobald die Euphorie des revolutionären Rausches verschwunden ist und kein anderer Religionsersatz sich darbietet, war ihm nach seinen eigenen politischen Erfahrungen, nach der Lektüre *Amiels* und *Galianis* eine selbstverständliche Gewissheit.

Dass allerdings auch die Flucht in den Dandyismus keinen wirklichen Ersatz für die verlorene Heilsgewißheit der Religionen bieten kann, war Blei ebenso selbstverständlich wie die Einsicht *Galianis*, dass es allemal achtenswerter ist, sich manierlich und gut gelaunt aus dieser hoffnungslosen Affäre zu ziehen: "Der Mensch ist weder da, die Wahrheit zu erkennen, noch getäuscht zu sein. Das ist so gleichgültig. Er ist da, sich zu freuen und zu leiden; genießen wir und versuchen wir,

nicht zu leiden. [...] So komme ich zu dem Schluß: es ist durchaus uninteressant, jemandem recht oder unrecht zu geben." Uninteressant und unergiebig, denn man schürt damit nur einen Meinungsstreit, der an dem eigentlichen Dilemma nicht das geringste zu ändern vermag. Seit Kant haben sich die Philosophen redlich bemüht, das Skandalon des sinnlosen Seins hinwegzuerklären - ohne Erfolg, es ist ihnen allenfalls gelungen, den Sachverhalt so zu verunklaren, dass er seine bedrohliche Simplizität verloren hat.

Galianis weltmännischer Skeptizismus bewahrte Blei davor, sich zum Handlanger einer Ideologie zu machen. Das scheint selbstverständliche Pflicht des Schriftstellers, aber niemand in der damaligen Zeit war parteilos. Man dogmatisierte nicht nur im Politischen, sondern auch im Künstlerischen. Blei nahm an allem teil, und hielt sich von allem fern: "[...] da er nichts in der Welt zu repräsentieren schamlos genug war, so machte er sich auch keine Moral im Stile seiner Zeit zurecht." Das verwechselten viele mit Unmoral. Blei jedoch missverstand Galianis didaktische Zynismen nicht als Aufforderung zur Gewissenlosigkeit, eher schon schwebte ihm in jugendlicher Großmannssucht die moralische Souveränität geistgeadelter Übermenschen vor. "Hoch und einsam fliegen, Klauen haben - das ist das Los des Genies." Diese von Galiani sehr absolutistisch gedachte Herrenhaltung des Dichters und Denkers imponierte dem sozialen Aufsteiger Blei ebenso wie dem von Selbstzweifeln geplagten Nietzsche. Beide fanden Halt in einer angemäßigten Arroganz, die ihre konstitutionelle Unsicherheit überspielen sollte; beide suchten Rückversicherung in einer Ahnenreihe Gleichgesinnter, "die eine Art von Brücke über den wüsten Strom des Werdens bilden. Diese [...] leben zeitlos-gleichzeitig, dank der Geschichte, die ein solches Zusammenwirken zuläßt, sie leben als die Genialen-Republik, von der einmal Schopenhauer erzählt; ein Riese ruft dem andern durch die öden Zwischenräume der Zeiten zu, und ungestört durch mutwilliges lärmendes Gezwerge, welches unter ihnen wegkriecht, setzt sich das hohe Geistergespräch fort."

Im Dialog über die Zeiten hinweg findet man sich im Einvernehmen mit den wenigen, von denen man verstanden worden wäre, und stellt ansonsten - je nach Temperament - eine eher schwermütige oder ironische Resignation zur Schau. Während Nietzsche dem Pathos seines Denkens erlag und sein Leben zur Tragödie werden ließ, versuchte sich Blei als philosophischer Komödiant. Er gab seine jünglingshaften Hoffnungen als lyrisches oder philosophisches Originalgenie

brillieren zu können auf und schuf sich stattdessen jene Rolle, die er bis zur Perfektion beherrschen sollte: Literat und Lebemann in Personalunion.

¹ G. R. Hocke, *Europäische Tagebücher*, S. 761.

² Vgl. W. v. Niebelschütz, *Über Barock und Rokoko*, S. 95 ff.